

Kurz nach einem Spiel mit ihrem Team wurde Michaela Jessica Tschitschke aus ihrem Fußballverein in Brandenburg geworfen. Ohne Grund. Oder zumindest: ohne offiziellen Grund. Bei der Partie hatte es eine Ausweiskontrolle gegeben. Wenig später musste Tschitschke den Verein verlassen. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hatte“, sagt Tschitschke.

Was war passiert? Michaela Jessica Tschitschke ist „transident“: Biologisch wurde sie als Mann geboren, identifiziert sich aber als Frau. Das kann im Sport Probleme bereiten. Deshalb kam Tschitschke über Umwege zum Fußball: „Eigentlich habe ich immer Floorball gespielt. Aber den Sport durfte ich dann nicht mehr ausüben. Deshalb habe ich mit Fußball angefangen.“ Hier habe sie nach einer sogenannten „Personenstandsänderung“ im Frauenteam spielen dürfen. Nicht überall, aber im Berliner DFC Kreuzberg, wo sie inzwischen als Trainerin tätig ist, fand Tschitschke einen Verein, der sie akzeptiert, wie sie ist.

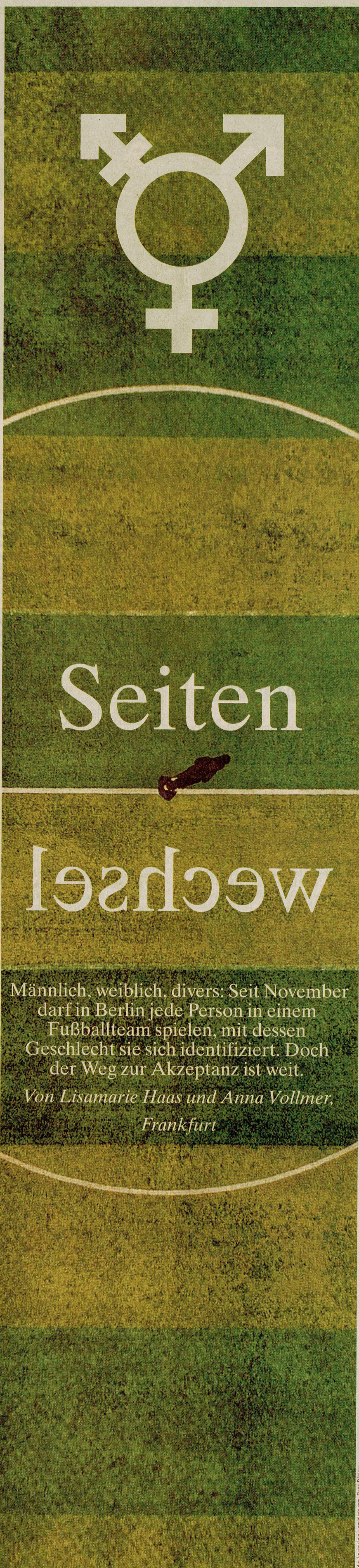
In Zukunft könnte das in der Hauptstadt öfter der Fall sein. Am 16. November hat der Berliner Fußballverband (BFV) einen Antrag des Ausschusses für Fairplay und Ehrenamt angenommen, in dem Personen, deren Geschlecht weder männlich noch weiblich ist, oder die sich wie Michaela Jessica Tschitschke nicht mit dem ihnen zugeordneten Geschlecht identifizieren, die Teilnahme am Spielbetrieb erleichtert werden soll. Fehlt im „Personenstandseintrag“ eine Geschlechtsbezeichnung oder lautet diese „divers“, sollen sich Menschen, auf die dies zutrifft, in Zukunft aussuchen können, in welchem Team sie spielen möchten. Schon in der Phase der sogenannten „Transition“, also in der Zeit, in der Personen medizinische Behandlung in Anspruch nehmen, um ihr Geschlecht dem männlichen oder weiblichen anzugleichen, dürfen sie das Team wechseln. Während diese Menschen bisher Wartezeiten in Kauf nehmen mussten, weil beispielsweise ihr Hormonspiegel nicht den Vorschriften für den Einsatz in dem von ihnen angestrebten Team entsprach, sollen die Übergänge nun erleichtert werden: Auch wenn die Transition noch nicht abgeschlossen ist, können sie sofort in ihrem Wunschteam spielen. So heißt es im Antrag: „Hierbei werden mögliche Wettbewerbsvorteile und -nachteile, welche durch körperliche Veränderungen entstehen können, bewusst in Kauf genommen.“ Als Nachweis der geschlechtlichen Identität genügt eine Personenstandsänderung, eine gerichtlich beschlossene Namensänderung oder ein ärztliches Attest.

All das zeigte Michaela Jessica Tschitschke vor, als sie beim Floorball ins Frauenteam wechseln wollte. Auch einer Hormontherapie unterzog sie sich, um ihre Werte an die des Frauenteam anzupassen. Es reichte trotzdem nicht: „Es wurde auch eine geschlechtsangleichende Operation verlangt, die Entfernung der Drüsen und Schwellkörper.“ Das habe sie nicht gewollt: „Ich empfinde das als Verstümmelung, weil es in keiner Weise mit der Teilnahme am Sport oder einem fairen Wettbewerb zu tun hat.“ Da ihr im Floorball keine Wahl gelassen wurde, gab sie den Sport, den sie jahrelang betrieben hatte, auf. Sie sagt, die Entscheidung des BFV sei längst fällig gewesen: „Es passt nicht mehr in unsere Zeit, Leute auszuschließen.“

Auch wenn der Antrag des Ausschusses für zwei Trans-Personen pro Team gestellt wurde, darf laut Entscheidung des BFV nur jeweils eine im Spielbetrieb antreten. Gerd Liesegang, Vizepräsident des Berliner Fußballverbandes und Vorsitzender des Ausschusses für Fairplay, sagt: „Wir sind glücklich über den ersten Schritt, wissen aber, dass es bestimmt noch nicht perfekt ist.“

Der Entscheidung des BFV, die im deutschen Fußball einzigartig ist, war eine jahrelange Zusammenarbeit mit dem Lesben- und Schwulenverband Berlin Brandenburg (LSVD) vorausgegangen. Seit 2011 kooperieren beide Verbände offiziell, seit drei Jahren beschäftigt man sich mit der Rolle von Trans-Personen im Spielbetrieb. Christian Rudolph vom LSVD berät seit einiger Zeit den Ausschuss Fairplay und Ehrenamt. Als das Thema mehr in den Vordergrund gerückt sei, habe man sich zunächst um Aufklärung bemüht. „In Kooperation mit dem Verein ‚Seitenwechsel‘ haben wir einen Workshop für den Berliner Fußballverband angeboten, in dem wir erst mal erklärt haben: Was bedeutet trans, inter, divers?“, erzählt Rudolph. „Es gibt sehr viele Unsicherheiten auf allen Seiten.“ Die Entscheidung des BFV bezeichnet er als „Meilenstein“ und nicht selbstverständlich: „Über etwas zu sprechen ist etwas anderes, als auch zu handeln.“

Das gilt auch für den Deutschen Fußball-Bund (DFB). In einer Stellungnahme zur Berliner Entscheidung heißt es: „Der Einsatz für Vielfalt und Toleranz in der Gesellschaft gehört genauso zum Wertekanon des DFB wie das Ziel, es jedem Menschen zu ermöglichen, seiner Leidenschaft für das Fußballspielen nachzugehen – ungeachtet des Geschlechts, des Alters, der Herkunft, der Religion oder der sexuellen Orientierung.“ Der DFB bemühe sich, auch „intergeschlechtlichen Menschen oder Personen, die sich im Transitionsprozess



Männlich, weiblich, divers: Seit November darf in Berlin jede Person in einem Fußballteam spielen, mit dessen Geschlecht sie sich identifiziert. Doch der Weg zur Akzeptanz ist weit.

Von Lisamarie Haas und Anna Vollmer,
Frankfurt

von einem Geschlecht zum anderen befinden“, die Teilnahme am Spielbetrieb zu ermöglichen. Grundsätzlich entscheidet der Personenstand im Personalausweis; ist das Geschlecht dort weder männlich noch weiblich, sei es „in der Verantwortung der zuständigen Landesverbände, individuelle Lösungen mit den betreffenden Personen und Vereinen zu finden“. Das klingt gut auf dem Papier, bedeutet aber auch: Eine konkrete Regelung gibt es nicht. Michaela Jessica Tschitschke ist das zu wenig. Der DFB renne mit „Scheuklappen“ durch die Welt: „Sie warten, so lange es geht.“ Auch gegen Homophobie habe der Verband bisher sehr wenig getan. Christian Rudolph ist positiver. Er sehe durchaus, dass der DFB sich bemühe. Die Einführung von Unisex-Toiletten sei ein erster Schritt. Denn die Einteilung in Mann und Frau macht es Trans-Personen nicht nur auf dem Spielfeld schwer, sondern auch in den Umkleiden, in den Duschen, auf den Toiletten.

Die Entscheidung des BFV wird allseits gelobt. Gegen Vielfalt und Diversität möchte niemand etwas sagen. Ob sich diese Toleranz auch überall im Alltag zeigt, ist allerdings fraglich. Tschitschke sagt, die Richtung der Transition spiele eine Rolle. Sie habe das Gefühl, Trans-Frauen, also Personen, denen bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen wurde, die sich aber als Frau fühlen, hätten es im Fußball leichter als Trans-Männer: „In der Regel sind Frauen offener.“ Trotzdem wurde sie in verschiedenen Vereinen von anderen Spielerinnen und Vereinsmitgliedern gemobbt. Oft habe es transphobe Äußerungen gegeben. Der DFC Kreuzberg, Tschitschkes aktueller Verein, ist hingegen ein selbstverwalteter Fußballverein für „Frauen*, Lesben, Trans* und Inter*-Personen“, wie es auf der Internetseite heißt. In Berlin finde man so etwas häufiger als anderswo, sagt Tschitschke. Dennoch klagte auch dort ein Verein 2018 gegen eine Trans-Frau, die für einen anderen Frauenfußballverein im Tor stand. Die Torfrau lebte seit langem als Frau, hatte einen weiblichen Namen angenommen, aber keine Personenstandsänderung beantragt. Die Spielerin gewann, weil sie trotzdem alle Voraussetzungen für die Änderung erfüllte. Das Verbandsgericht berief sich auf eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2017, in der dieses die Einführung der inzwischen existierenden dritten Geschlechtsbezeichnung „divers“ forderte. Da bei der Wahl eines Geschlechts nicht nur das biologische Geschlecht, sondern auch die eigene Identifikation eine Rolle spiele, entschied das Verbandsgericht, im Falle der Torfrau sei eine Hormonbehandlung, wie vom Kläger verlangt, mit der aktuellen deutschen Rechtslage nicht vereinbar.

Christopher Paul, Trainer sowie im Beirat des Sportvereins „Seitenwechsel“, hat vor seiner Transition elf Jahre lang in Frauenteamen gespielt. In dieser Zeit hatte er sich nur wenigen Mitspielerinnen anvertraut. „Ansonsten habe ich mich bedeckt gehalten, auch um mich vor möglichen Anfeindungen zu schützen.“ Als Lesbe gesehen zu werden, reiche oft schon aus, um nicht akzeptiert zu werden. Einmal, erzählt Paul, sei es deshalb auf dem Spielfeld zu einer körperlichen Auseinandersetzung gekommen: Nachdem er mehrfach beschimpft worden war, stellte Paul der anderen Person ein Bein und kassierte dafür eine Ohrfeige.

Weil er sich verletzte, hörte der Sportwissenschaftler auf zu spielen, bevor sich die Frage der Zugehörigkeit zu einem Team gestellt hätte. „Im Wettkampfsport geht es zu sehr darum, die

Schwächen des gegnerischen Teams auszunutzen, und man möchte sich nicht noch angreifbarer machen“, sagt er. Für ihn ist die Entscheidung des BFV „ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung“. Er hofft, dass sich ganz Deutschland ein Beispiel daran nimmt.

Transsexualität ist in allen Sportarten ein Thema. Besonders der Wettkampfsport gründet sich auf Kategorien und Normen, deren Aufweichung einen zentralen Grundsatz außer Kraft setzen würde. Diese Geschlechtertrennung ist vor allem historisch bedingt, da Frauen Sport zunächst nur als Freizeitbeschäftigung betrieben und Männern der Wettkampfsport vorbehalten war. Noch bis in die sechziger Jahre durften Frauen nicht an olympischen Disziplinen teilnehmen, die voraussetzten, dass eine Gegnerin mit körperlicher Kraft bezwungen werden muss. Ringen für Frauen ließ der organisierte Sport von 2004 an zu. Erst mit der Öffnung des olympischen Boxturniers 2012 beendete das Internationale Olympische Komitee den Ausschluss von Frauen: Seit sieben Jahren stehen ihnen alle olympischen Sportarten offen. Um das Geschlecht festzustellen, wurden Frauen bis 1967 nackt von einer Kommission begutachtet und abgetastet, um sicherzustellen, dass eine Vagina vorhanden ist. Nach Protesten ersetzte ein Wägenabstrich und ab Mitte der siebziger Jahre ein DNA-Test die erniedrigende Prozedur. Seit 2000 gibt es keine Geschlechtertests mehr.

Es wird grundsätzlich von einer Differenz in der physischen Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen ausgegangen, weshalb die Startberechtigung von intersexuellen und Trans-Personen in Frauenteamen einen vermeintlichen Wettbewerbsvorteil bedeuten könnte. So argumentiert auch die ehemalige Tennisspielerin Martina Navratilova, in einer Kolumne in der „Sunday Times“: „Ich bin froh, eine Transgender-Person mit ihrem gewollten Pronomen anzusprechen, möchte aber nicht im Sport gegen sie antreten. Das wäre nicht fair.“ Das Urteil des BFV erkennt dieses Argument zwar an, räumt der Gleichbehandlung aber explizit einen höheren Stellenwert als dem Wettbewerb ein.

Welche Folgen hat die Entscheidung für den Sport in Deutschland? Laut der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität leben etwa 60 000 bis 100 000 Trans-Personen in Deutschland. Wie viele davon im Fußball aktiv sind und damit von der Regelung Gebrauch machen werden, ist schwer zu sagen: Nicht alle Trans-Personen interessieren sich für Fußball. Vermutlich haben sich viele Menschen nicht geoutet oder schlichtweg aufgehört, am Spielbetrieb teilzunehmen. Die Berliner Entscheidung könnte für diese Personen eine Ermunterung sein. „Wenn es keine Regelung gibt, dann ist es ein sehr großer Schritt, hinzugehen und sich zu öffnen“, sagt Christopher Paul.

2011 löste Jaiyah Saelua als erste Trans-Frau in einem Fußballnationalteam international eine Welle von Schlagzeilen aus. Sie spielte für den Inselstaat Amerikanisch-Samoa im Männerteam. Saelua sagt, in Samoa sei es überhaupt kein Problem, eine Trans-Person zu sein. „Wir leben so sichtbar und frei wie jeder andere in unserer Gesellschaft.“ Deshalb sei sie von ihren Mitspielern respektiert worden. Als sie dann aber vor einigen Jahren nach Hawaii zog, wurde sie dazu gezwungen, dem Fußball den Rücken zu kehren. Sie wurde nicht akzeptiert, fürchtete sich gar davor, zu spielen: „Transgender zu sein bedeutet dort, eine Zielscheibe zu sein. Es bedeutet, dass du abnormal bist. Sport ist der Beruf, in dem es für Trans-Personen am schwersten ist, akzeptiert zu werden.“

Sportangebote jenseits der klassischen Geschlechtertrennung

Der Verein Seitenwechsel in Berlin richtet sich explizit an Frauen, Lesben, Trans- und Inter-Personen (FLTI). In einem Beirat arbeitet Christopher Paul daran, wie man allen Menschen den Zugang zum Sportangebot ermöglichen kann. Der Spaß soll im Vordergrund stehen. Das Angebot erstreckt sich vom Badminton über Fußball bis hin zum Yoga. Mit etwa 900 Mitgliedern ist der Verein der größten seiner Art in Europa. „Wir wollten Möglichkeiten des Sporttreibens finden, bei denen nicht das Selbstverständnis als Lesbe

und/oder frauenbewegte Frau in der Garderobe gegen die Turnhose getauscht werden muss“, sagt Vorstand Conny-Hendrik Kempe-Schällicke.

Der DFC Kreuzberg, in dem Michaela Jessica Tschitschke (Foto) sich engagiert, ist der erste FLTI-Fußballverein in Kreuzberg und soll Trans- und Inter-Personen dazu ermutigen, Fußball zu spielen. Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, „die Fußballlandschaft wachzurütteln“. Dabei setzt sich der Verein auch gegen Sexismus und Homophobie ein. Imha.

